

btb

Buch

Als Johann Huck sein Dorf verlässt, um in den Krieg zu ziehen, hat er das Gefühl von Befreiung. Endlich kann er die Enge des elterlichen Hofes und die demütigende Schande einer Schwester mit unehelichem Kind hinter sich lassen. Mit wilder Entschlossenheit stürzt er sich in die riskantesten Operationen. Als er in den Süden Frankreichs verlegt wird, dorthin, wo Partisanen mit Unterstützung der Bevölkerung den deutschen Besatzern schwere Verluste beibringen, meldet er sich für eine heikle Mission – er soll die Widerständler ausspionieren und ihre Aktionen verraten. Doch dann lernt er, dass die Wahrheit viele Gesichter hat ...

Robert Hültner erzählt vor dem Hintergrund wahrer Begebenheiten von Wünschen, die sich den Gesetzen von Krieg und Feindschaft nicht beugen, erzählt vom sanften Streicheln des Windes, vom Lachen, von einem gemeinsamen Glas Wein. Und er erzählt von den Hütern dieser köstlichen Dinge, jenen Menschen, die nur ihren eigenen Regeln folgen und die die stillen Helden dieses Buches sind.

Autor

Robert Hültner wurde 1950 in Inzell geboren. Er lebt als freier Autor in München und in einem Bergdorf in den südfranzösischen Cevennen. Bevor er sich dem Schreiben zuwandte, war er Schriftsetzer, dann Regieassistent und zog mit einem Wanderkino durch die Dörfer. Hültner ist vielfacher Deutscher-Krimipreis-Träger, Glauser-Preisträger und Tatort-Drehbuchautor.

Robert Hültner bei btb

Inspektor Kajetan:

Walching. Roman (72141)

Inspektor Kajetan und die Sache Koslowski. Roman (72144)

Die Godin. Roman (72145)

Inspektor Kajetan und die Betrüger. Roman (73420)

Kommissar Türk:

Das schlafende Grab. Roman (73169)

Fluch der wilden Jahre. Roman (73247)

Der Sommer der Gaukler. Roman (75130)

Robert Hültner

Der Hüter
der köstlichen
Dinge
Roman

btb



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2008

Copyright © 2001 by btb Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Paul Cezanne /akg-images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MM · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73761-1

www.btb-verlag.de

*»Wenn ich einen Fluss sehe, dann sage ich ›Fluss‹,
und sehe ich einen Baum, sage ich ›Baum‹;
niemals aber sage ich ›Frankreich‹ zu alledem.
Das gibt es nicht.«*

JEAN GIONO

In einer Sammlung von Aufsätzen zur Geschichte des Languedoc (*L'histoire du languedoc méditerranéen, in der im Departmentsarchiv vorhandenen Ausgabe fehlen Originalumschlag und Impressum*) findet sich eine merkwürdige Fußnote:

In jenem Teil, der sich mit der Zeit der Besetzung Frankreichs befasst, berichtet einer der Autoren von einem deutschen Deserteur. Dieser – als *beau Bavarois, grand, bien bâti, l'air jeune*, also als gewinnender, gut aussehender und groß gewachsener junger Bayer in einem ansonsten eher sachlichen Text ungewöhnlich anschaulich beschrieben – sei von den Bauern vor den Nachstellungen der Wehrmacht auf deren Höfen versteckt worden, und hätte, als die Pressionen gegen die Bevölkerung zunahmen, zu einer abgelegenen Waldhütte gebracht werden müssen. Von dort sei er eines Tages aufgebrochen, hätte sich der Feldgendarmerie gestellt und alle Welt denunziert. Das Merkwürdige dabei ist, dass dieses Geschehnis, das mehreren seiner Helfer das Leben gekostet haben muss, in diesem Text nicht etwa als Verrat oder heimtückisches Verbrechen, sondern gnädig als *drame*, d. h. als tragischer Vorfall gewertet wird. Auch widersprechen die wenigen Zeitzeugen vehement dieser offiziellen Darstellung. Ein Verdacht gegen einen der Flüchtlinge habe bestenfalls bestanden, mehr nicht. Sicher ist also nur, dass es die-

sen jungen Mann tatsächlich gegeben hat. Ein Geheimnis scheint aber geblieben zu sein, welche Rolle er wirklich gespielt hat.

Wiederum keineswegs sicher, aber möglich ist (einige Bemerkungen zu Herkunft und Alter sowie die zeitliche Koinzidenz sprechen dafür), dass es sich dabei um einen Gefreiten namens Johann (oder Hans, auch Jean) Huck, geboren am 20. 12. 1924 in der Gemeinde Krain (Nähe Weilheim, im bayrisch-schwäbischen Alpenvorland) gehandelt haben könnte, welcher im Annex des Regimentstagebuches (Freiw. St. Rgt. 2, Tgb. Nr. 198/44 v. 2. April 1944 / geh.) als »Verlust« markiert ist – wobei allerdings ungewöhnlich ist, dass sich in diesem Zeitraum keinerlei Hinweise auf ein Gefecht mit Partisanen oder einen Unfall finden. Eine Verbindung mit der Vernichtung des südwestfranzösischen Ortes St. Étienne-Vallongue – Johann Huck war in der Garnison Harnac, damit unweit dieses Geschehens stationiert – ist ebenfalls nicht herzustellen; sie fand erst mehrere Wochen nach dieser Eintragung statt. Mehrere Quellen (u.a. »Cévennes Libre«, 14.8.44) notieren für diesen Zeitraum zwar den Tod mehrerer Deutscher, wobei es sich allerdings immer eindeutig um in Einheiten der französischen Geheimarmee Kämpfende handelte.

Die Einsicht in entsprechende Gemeinde- und Kirchenverzeichnisse der Gemeinde Krain bestätigt Geburt und Taufe des jüngsten Kindes der Kleinhäuslersleute Konrad Huck und seiner Ehefrau Sabine. Dieser Sohn gilt seit Kriegsende als verschollen.

Allerdings taucht dieser – in der Region verhältnismäßig seltene – Nachname in den Akten des Gendarmeriepostens Krain und des Untersuchungsgefängnisses München-Stadelheim auf, die am 1. September 1942 den Zugang einer Huck Agathe, 20 Jahre alt, vermerken. Am 2. Dezember desselben Jahres ist die vorübergehende Entlassung der Gefangenen

A. H. eingetragen. Der, wie der erneute Blick in das Geburtsregister bestätigt, Schwester Johannis.

ROBERT HÜLTNER

I

Die Wunden der Liebe

Es hätte sein können. Man hofft ja immer, oder? Es waren doch vier lange Monate vergangen, und darin viele Nächte, in denen nichts als der Wind ums Haus heulte, das Gebälk knarrte, eine flüsternde Stille durch Tenne und Kammern kroch, dann und wann ein im Schlaf geächztes Wort, ach. Ich habe doch auch Gutes getan. Hans, Bruder, wenigstens du. Ich friere.

Niemand holte sie am Bahnhof ihres Heimatortes ab. Ihre Wangen brannten im scharfen Frost, vor Mund und Nase dampften kleine Wölkchen. Es hatte seit Tagen geschneit. Auf Straßen und Wegen lag knöchelhoch Schnee. Sie trug die Sommerbekleidung, mit der sie vor einem halben Jahr ins Untersuchungsgefängnis gebracht worden war – einen blau geblühten Rock, über der hochgeschlossenen Bluse eine grüne-säumte, graue Strickjacke, und darüber einen stumpffarbenen, welk über ihren unförmigen Körper fließenden Mantel. Die flachen Schuhsohlen waren nach wenigen Schritten durchweicht gewesen. Hätte sich nicht schließlich ein Fuhrknecht ihrer erbarmt, so hätte sie den Weg zu ihrem Elternhaus zu Fuß zurücklegen müssen. Das Ross schnaubte, die eisenbeschlagenen Räder gruben sich durch den knirschenden Schnee. Ihre Angst wuchs.

Der Abend dämmerte bereits, als sie den Hof erreichte, der über einer verwehten Hangstufe vor den Bergen lag. Sie tappte durch die düstere Tenne und schob die Tür zur Stube auf. Die

Huckin, die, mit Blicken nach links und rechts zu den Nachbarhöfen, ihr Ankommen durch einen Schlitz der Verdunkelung aus beobachtet hatte, blieb im Türrahmen zur Küche stehen.

»Bist da«, stellte die Bäuerin fest.

Agathe nickte. Erschöpft und breitbeinig, ihren Bauch nach vorne gereckt, stand sie schmal und wächsern auf der Schwelle.

»Mach d' Tür zu.«

Hinter der Mutter tauchte Nilla auf. Mit bösem Blick musterte sie ihre jüngere Schwester, gab einen gehässigen Ton von sich und verschwand wieder.

Agathe stellte den kleinen Koffer ab, schloss die Türe hinter sich und ging einige Schritte zum Ofen.

Die Augen der Bäuerin brannten. Noch immer stand sie da wie angewachsen. Ihre Arme pendelten unentschlossen. Agathe setzte sich auf die Ofenbank und starrte zur Wand. Ihr Oberkörper zuckte fröstelnd.

Wenig später kam der alte Huck – klein, knotig zusammengeschrumpft, dabei noch keine Fünfzig, nach Stall und altem Schweiß stinkend. Er würdigte seine Tochter keines Blickes. Hinter ihm tauchte Hans' schlaksige Gestalt aus dem Dunkel der Tenne.

Verstohlen, Empörung und Trauer im Jungengesicht, betrachtete Hans die Schwester. Sie suchte seinen Blick.

»Grüß dich, Hans!«, sagte Agathe. Der Junge erwiderte den Gruß heiser und floh hinter den klobigen Tisch.

Kurz danach saß sie alleine in der Küche. Vor ihr dampfte die Suppe. Sie hörte, wie in der Stube gebetet wurde. Ein leichter Schwindel befiel sie. Nach dem Abendessen betrat der Vater die Küche. Scharfe Furchen durchzogen seine Wangen von den welken Tränensäcken bis zum Kinn. Er sah krank aus. Sein gekrümmter Finger stieß wie der Schnabel eines bössartigen Hahns in ihre Richtung. »Damit du es nur weißt«, sagte er,

»der Zigeuner-Bankert kommt mir nicht ins Haus. Zum Entbinden gehst sonstwohin.« Beim Hinausgehen wandte er sich noch einmal um, starres Schildpatt in den tiefen, geschlitzten Augen.

»Diese Schand...«, presste er durch die Lippen, »diese Schand.«

»Wo soll ich denn hin?«, beehrte Agathe mager auf.

»Wo du hingehörst!«, brüllte der alte Huck. Er holte rasselnd Luft. »Ins Zuchthaus!«

»Jesus-Marie...«, sagte die Huckin kläglich. Der Bauer knallte die Türe hinter sich zu.

Das Mädchen zog schniefend ihr Kopftuch zurecht. »Wo soll ich denn hin?«, wiederholte sie weinend.

»Ins Krankenhaus«, antwortete Nilla nüchtern, während sie das Geschirr auf den Waschstein stellte, »jedenfalls nicht bei uns. Und bilde dir bloß nicht ein, dass wir es dir aufziehen, wenn du im Zuchthaus bist.«

»Soll's denn verhungern?«, sagte Agathe ungläubig.

»Von mir aus«, sagte Nilla. Mit heftigen Bewegungen begann sie, die Teller zu säubern.

»Nilla...«, sagte die Bäuerin hilflos. Sie löste sich aus ihrer Erstarrung, setzte sich an den Tisch, legte ihre Hände im Schoß übereinander und schielte zu ihrer Tochter.

»Du schläfst in der Kammer über dem Stall«, sagte sie. »Der Vater will nicht, dass du im Haus bleibst.« Sie schüttelte langsam den Kopf. »Wie hast uns das nur antun können?« Ihr graues Gesicht zerfiel. Sie schlug die Hände vor's Gesicht. Ihre Schultern zuckten.

»Mama...«, sagte Agathe flehend. »Er... er will mich doch heiraten, wenn der Krieg aus ist.«

»Das glaubst«, antwortete die Bäuerin bitter. »Wie blöde bist du denn noch?«

»Wer ist es denn überhaupt?« Nilla unterbrach für einen Moment ihre Arbeit.

»Ich kann's nicht sagen. Das weißt doch.« Agathe sah zur Seite.

Die Huckin hob den Kopf. »Also war's doch einer von den Kriegsgefangenen unten«, stellte sie klagend fest.

»Was hast denn du geglaubt?«, zischte Nilla. »Die lügt doch, wenn sie nur's Maul aufmacht.«

»Sonst ... hätten ... sie ihn umgebracht«, stammelte Agathe. »In Grassau ... haben sie einen aufgehängt deswegen.«

»Hättest ihn nur anzugeben brauchen«, sagte die Mutter, als hätte sie ihren Einwand nicht gehört, »dann hätten wir jetzt nicht die Schand auf dem Hof. Kaum einer grüßt uns noch.«

»Die haben doch selber alle Dreck am Stecken!«, stieß Agathe heraus.

»Halt dein Maul«, rief Nilla zornig. »Dein Bankert kommt uns jedenfalls nicht ins Haus! Sonst geh ich!«

»Sie ist böse, die Nilla, weil sie der Wasner-Lois hat stehen lassen«, versuchte die Bäuerin zu erklären. »Wegen deiner Geschichte.«

»War doch eh ein Grieskopf«, murmelte Agathe, den Blick auf den Boden gerichtet, »das hast du doch selber immer gesagt.«

»Das geht dich nichts an!«, schrillte Nilla.

»Gebt eine Ruh«, sagte die Bäuerin müde. Sie wandte sich wieder an Agathe. »Sag: Warum hast du's nicht so gemacht, wie wir dir gesagt haben? Nichts wär dir geschehen, nichts.«

»Was gemacht?«

»Stell dich nicht so blöd an.« Das Geschirr klapperte.

»Du verbletz mir nicht wieder die guten Teller, Nilla!«, sagte die Mutter besorgt.

»Ich geb schon Obacht auf dein Sach.«

»Das Geschirr, das gute. Jesus-Marie.«

»Was habt ihr gesagt, das ich hätt machen sollen, Mama?«, sagte Agathe leise.

Die Huckin drehte sich zu ihr um. »Ist leicht vergessen, was die Eltern raten, gell? – Wissen will ich, warum hast du ihnen nicht gesagt, dass er dich vergewaltigt hat.«

Agathe starrte sie stumm an.

»Weil ich ... weil ich ihn lieb hab«, antwortete sie schließlich.

Nilla spuckte auf den Boden.

»Nur an sich wird gedacht, nur an sich«, sagte die Bäuerin mit leidender Stimme. »Und wir haben die Schand. Mit dem Finger zeigen die Leut auf unsereinen. Der Bub wird gehänselt, überall beißen sie ihn hinaus. Bei der Hitlerjugend darf er nicht mehr mitmachen, beim Theater auch nicht, und im Wirtshaus schicken sie ihn sogar an den Grattler-Tisch. Der Vater geht schon gar nicht mehr aus dem Haus, so genieren muss er sich deinetwegen. Und ich trau mich bloß noch in die Frühmesse gehen, seit ich einmal fast gestorben wär, wie der Pfarrer über die Sittenverderbnis überall gepredigt hat und andauernd zu mir hergeschaut hat.«

»Haben doch alle selbst Dreck am Stecken«, wiederholte Agathe störrisch, »lassen sich bloß nicht erwischen. Die Wasner-Cilly war doch auch schon in der Hoffnung ...«

»Jetzt macht sie auch noch andere schlecht!«, fauchte die Schwester.

»... aber sie hat sich den Bauch so geschnürt, dass sie einen Abgang gekriegt hat! Warum ist die nicht angezeigt worden?«

Nilla fuhr herum. »Weil die vom Wasner ist!«, kreischte sie, »und weil der Wasner einer der Größten bei uns ist! Weil er Ortsbauernführer auch noch ist! Und weil wir bloß windige Häusl-Leute sind und den Arsch viel zu weit unten haben, um uns das leisten zu können!«

Agathe war auf dem Stuhl zusammengesunken. Ihre Wangen brannten. Sie schloss die Augen.

»Habt doch ein Erbarmen«, flüsterte sie.

Die Tür zur Stube stand offen. Hans, Agathes jüngerer Bruder, saß noch immer am Tisch. Er hatte bewegungslos

zugehört. Sein Herz schlug hämmernd. Er stand auf und ging stampfend in die Küche.

»Hast du ein Erbarmen gehabt mit uns?«, schrie er. Er wollte noch etwas hinzusetzen, war jedoch über den lächerlich blechernen Klang seiner Stimme erschrocken. Nach Luft schnappend verließ er die Stube.

2

Wenige Wochen später, am späten Nachmittag vor dem Weihnachtsabend, fühlte Agathe die ersten Wehen. Ihr Rücken schmerzte, als sie ein kleines Bündel mit Tüchern, die sie für die Entbindung brauchen würde, zusammenschnürte. Sie hatte noch nie geboren, und sie fürchtete sich.

Nachdem sie sich angezogen hatte, betrat sie die Küche. Der Geruch säuerlicher Milch stand im Raum. Es war warm. In einem Topf auf dem Herd perlte kochendes Wasser.

»Ob der Vater anschirren könnt?«, bat Agathe, den Körper bereits gekrümmt.

Die Huckin rührte stumm in der Pfanne. Nilla, die neben ihr am Herd stand, wandte sich nicht um.

»Und der Hans?«

Wieder erhielt sie keine Antwort. Tränen sickerten aus ihren Augenwinkeln.

»... es ist doch Schnee draußen.«

»Ist deine Sach!«, versetzte Nilla. »Können wir was dafür?«

»Aber ...«

»Meinst du vielleicht, der Hans mag sich mit dir blicken lassen?«

»Aber es wird doch gleich finster. Da sieht ihn doch keiner.«

»Der Vater hat's ihm verboten«, wand sich die Bäuerin. »Und jetzt geh. Bevor er kommt.«

»Mama ...«

»Schaffst es schon noch, bevor es finster wird«, log die Huckin, und der Herzschlag schien durch ihre Worte zu pochen. Sie begann zu weinen. Nilla machte einen Satz zur Türe, riss sie auf und wies mit dem Finger bebend in die Tenne.

»Noch nicht genug, alles?«, flüsterte sie. Ihr gelbes Gesicht glänzte.

Agathe antwortete nicht mehr. Als sie den Hof verließ, sah sie Hans im Torbogen der Scheune stehen. Er schien etwas sagen zu wollen. Als sie ihm das Gesicht zuwandte, drehte er sich jäh um und verschwand in der Dunkelheit. Das Vieh schrie.

Sie stapfte durch den kniehohen Schnee ins Tal. Als sie dort ankam, war es bereits dunkel. Über den Dächern der Dorfhäuser, aus denen kein Geräusch, kein Licht drang, stiegen fette Rauchsäulen in den sternenhellen, frostflimmernden Nachthimmel. Der Schnee knisterte unter ihren Schritten. Sie folgte den verwehten Fahrrinnen. Dann war das Dorf hinter den schwarzen Flankenrissen des Vorgebirges versunken.

Nach mehr als zwei Stunden schlug sie an die Pforte des Krankenhauses. Gesicht und Finger waren violett gefroren, das Fruchtwasser hatte ihre Beinkleider durchnässt und quietschte in ihren eisstarrten Schuhen.

Erschrocken wies man sie sofort in ein Bett. Sie konnte kaum noch sprechen. Ihre strähnig abstehenden, kurz geschnittenen Haare und die wenigen Sätze, die sie schluchzend hervorstieß, sagten der Nonne alles. Die Alte arbeitete schweigend, mit fliegenden, geübten Bewegungen.

3

Am Weihnachtstag brachte Agathe nach mehrstündigen Wehen einen Jungen zur Welt. Als stemme sich das Wurm gegen das Geborenwerden, riss es ihr den Damm blutend weit. Die junge Frau war so erschöpft, dass sie den Säugling nicht stillen

konnte. Das Kleine wimmerte, wirkte krank, man ordnete eine Nottaufe an. Da Agathe außer Stande war, einen Namen anzugeben, trug man den Namen ihres Vaters ein. Sie dämmerte während der Zeremonie vor sich hin und wehrte sich nicht.

Drei Wochen später fand die Verhandlung statt. Noch einmal war ihr nahe gelegt worden, den Namen des Kindsvaters anzugeben und ihn der Vergewaltigung zu bezichtigen. Ihre Verstocktheit würde sich strafverschärfend auswirken.

Sie dachte einen Augenblick nach. Dann schüttelte sie weinend den Kopf.

Die Verhandlung dauerte nicht lange. Die Zeugen machten präzise Angaben und widersprachen sich nicht: Man habe sie – ja, auch im vergangenen Frühjahr – mit einem Mann in der Kleidung der Kriegsgefangenen im oberen Bannwald gesehen; beide seien schuldbewusst auseinander gestiebt, der Gefangene sei jedoch unerkannt geblieben, sie sähen sich schließlich alle ähnlich, nicht wahr? Agathe hielt dagegen, es hätte sich um einen verheirateten Mann aus der Nachbargemeinde gehandelt. Dagegen trat jedoch die Magd des Nachbarhofes auf, die Wangen vor Angst und Aufregung dunkel gefleckt: Agathe habe ihr ihre Verliebtheit gestanden, sie habe es nicht sagen wollen, da die Angeklagte ihre beste Freundin sei, aber der Pflicht, die Wahrheit zu sagen, könne sie sich nicht entziehen.

Mit käsigem Gesicht, ungläubig, als könne alles nichts mit ihr zu tun haben, hörte Agathe die Stimme des Richters: Die Angeklagte habe mit einem Kriegsgefangenen in einer Weise Umgang gepflegt, die das gesunde Volksempfinden gröblich verletze und sich eines Vergehens nach Paragraph vier, Absatz römisch Eins der Verordnung zum Schutze der Wehrkraft des Deutschen Volkes schuldig gemacht. Da es sich damit um einen schweren Fall des Umganges mit Kriegsgefangenen handle, wird die Angeklagte zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt.

Agathe wurde noch im Gerichtssaal festgenommen und am

nächsten Morgen im ungeheizten Schandwagen in das Frauenzuchthaus Aichach gebracht. Ihren Sohn durfte sie nicht mehr sehen.

Dieser hatte sich in den Wochen bis zur Verhandlung etwas erholt. Eine im Nachbarort wohnende Tante, die mit dem alten Huck seit jeher in Streit stand, hatte ihn zu sich genommen, und eine kräftige junge Frau, die zur gleichen Zeit geboren hatte, brachte den Säugling als Milchkind über die ersten, krisenhaften Monate.

4

Einige Monate zuvor war Agathes jüngerer Bruder Hans achtzehn Jahre alt geworden. Kurz darauf hatte er den Gestellungsbefehl erhalten. Vergeblich hatte der Alte zuvor ein Gesuch eingegeben, dass sein Sohn freigestellt werden solle, da er ihn auf dem Hof brauche und er – die Bescheinigung als Kriegsverletzter mit fahrigen Fingern knitternd – nicht mehr voll arbeitsfähig sei. Doch weil er auch hier Furcht davor hatte, als Kleinhäusler und Habenichts beschämt zu werden, hatte er es ohne größere innere Überzeugung getan. Prompt fuhr man ihm grob über das Maul. Er war zusammgezuckt, kehrte wie ein geprügelter Hund heim und brüllte seine Frau unbeherrscht an, als diese sich arglos nach dem Erfolg seiner Bemühung erkundigte.

Hans war jedoch nicht unglücklich darüber. Sein Leben war ihm unerträglich geworden; seine Stimmung schwankte seit längerem zwischen grundlosem Zorn und Schwermut. Er wollte fort. Als er die Nachricht erhielt, dass er eingezogen werden sollte, begann er sich leichter zu fühlen. Die guten Wünsche zum Abschied, die Eltern und Schwester unbeholfen hervorbrachten, berührten ihn peinlich. Er verließ den Hof ohne besondere Regung. Der Gang durch die Dorfstraße war

bereits kein Spießbrutenlaufen mehr. Ein Gesicht lächelte ihm sogar zu, noch war es ein gedrungenes, einfältiges Gesicht, aber es hatte gelächelt, und es hatte ihn gemeint.

Als er am späten Nachmittag das Postauto bestieg, zog ein weicher frühlingshafter Wind durch das Tal. Der Eisgrind der von Wagen- und Schlittenspuren gepflegten Dorfgasse war geschmolzen, wässrige Erde glitzerte stumpf, eine milde Fäulnis stand in der Luft, die Misthaufen rauchten.

Hans atmete tief ein: Etwas schmeckte mit einem Mal nach Ferne, nach Meer und geblähten Segeln. Waren da nicht irgendwann einmal Kindertage unter hellerem Himmel gewesen, ein Dahinträumen auf weichen, sonnenwarmen Wiesen, betörender Geruch von Harz und im Mund der Geschmack der Reineclauden? Er begann zu ahnen, dass Größeres in ihm war. Er zitterte vor Neugierde. Schon duckten sich, als er ein letztes Mal aus dem anfahrenden Bus zurücksah, die Dorfhäuser und die klobige Kirche in den Talgrund.

5

Nach der Ausbildung wurde der junge Huck an einen Standort in Westfrankreich versetzt. Man hörte wenig von ihm; er schrieb selten. Die Feldpostkarten kamen aus Orten wie Angoulême, Bordeaux, später aus dem Süden, aus Nîmes, Harnac, St. Étienne-Vallongue. Wenn die Huck'schen diese Namen vorlasen, klangen sie den Zuhörenden, als handele es sich um Orte in der Umgebung. Einmal, als er sich für ein Weihnachtspäckchen zu bedanken hatte, wies er die Mutter vorwurfsvoll an, ihm künftig kein Tannenreisig mehr beizulegen, da sich die Nadeln in die Krapfenstücke gedrückt hätten und er sie erst mühsam habe auslösen müssen. Beschämt nahm die Huckin auch die Vorhaltungen des Alten entgegen.

Nach einem Jahr, er hatte Urlaub erhalten, erkannte man ihn

im Dorf bereits nicht mehr. Er war ein anderer geworden. Seine Lust zu leben war in der Fremde aufgeschäumt, hatte das Verließ von Bedrückung und Angst bersten lassen wie eine zu Sonne und Luft treibende Pflanze unter dem Fels. Seine Rede kam jetzt sprudelnd, er hatte Worte und Sprache aufgesaugt wie ein Verdurstender das Wasser und bald – wenn auch noch mit kantigem Akzent und ohne je zu vergessen, dass es sich dabei schließlich um den Feind handelte – mit jungen Leuten im besetzten Land parliert, als seien es alte Bekannte.

In seiner Einheit fiel er durch unbekümmerten, unermüdlichen Einsatz auf. Sein Zugführer zollte ihm knorrig Lob, wenn er von riskanten Unternehmungen zurückkehrte, für die er sich freiwillig gemeldet hatte.

Er war glücklich. Er wusste, dass ihm nie etwas geschehen würde. Seine Kraft war zu grenzenlos, nie würde er sterben, nie untergehen. Das war Schicksal derer, die sich ihm entgegenstellten, ihn in berserkerhaften, nahezu besinnungslosen Zorn versetzten und ihn Dinge tun ließen, bei denen er das Gefühl hatte, als wäre es nicht er selbst, der sie tat.

Wie damals, bei einem Patrouillengang im Tal von Amalric, wenige Wochen nach seiner Ankunft in der Garnison von Harnac: Das Gewehr des Jungen, den sie festgenommen hatten, lag einige Meter von ihm entfernt im Unterholz. Ein alter, gekerbter Karabiner war es, einschüssig. Der Junge hatte es weggeworfen. Sie stellten ihn an einen Baumstamm. Ein Befehl. Der Junge ging mit rudernden Armen in die Geschossgarbe. Ein wuchtiger Ruck warf ihn zurück. Dann fiel er, als würde eine schwere Frucht vom Baum plumpsen, und lag still. Sein Gesicht, in dem zuvor Angst, Verzweiflung und Flehen lichternten, schwieg jetzt, und es war, als sei er dankbar, endlich ruhen zu dürfen. Alles war nicht gut und nichts schlecht gewesen – sie hatten sich eines Heckenschützen entledigt.

Trotzdem war Huck wütend auf ihn gewesen. Er hasste den Toten noch Stunden danach, weil es diesem zuvor gelungen